

LINDA HOLEMAN

dot
books

SMARAGD VOGEL

ROMAN



Brust verschränkt, stand sie da und sah mir nach, als ich hinter Ram die Gasse hinuntereilte. Einmal hatte ich gehört, wie sie, an niemand Speziellen gerichtet, murmelte: »Es ist nicht richtig, es ist einfach nicht richtig.«

Als dann die gut gekleidete Dame an einem warmen Herbstabend an unsere Tür klopfte, nahm ich an, dass Mae Scat sie geschickt hatte.

»Bist du Linny Munt?«

Ich nickte, während mein Herz zu rasen begann. Nie zuvor war jemand an unsere Tür gekommen, um sich nach mir zu erkundigen. Ich trug noch die fleckige Arbeitskleidung aus der Buchbinderei: Wir hatten gerade zu Abend gegessen, und ich hatte mich noch nicht für meine abendliche Beschäftigung umgezogen.

»Ich bin Mrs Poll von den Ladies of the Righteous Conduct. Dürfte ich vielleicht hereinkommen und ein paar Worte mit dir reden?«, sagte sie, die schmalen Schultern gestrafft, während sie in dem übel riechenden, schmalen Flur stand.

Die Tür noch immer nur einen Spaltbreit geöffnet, warf ich einen Blick über die Schulter zu Ram. Der saß auf der Küchenbank und starrte blicklos ins Feuer. Es schien, als hätte er weder das Klopfen noch die leise weibliche Stimme vernommen.

Nachdem er keinen Einwand erhob, öffnete ich die Tür und trat einen Schritt zurück, um die Dame eintreten zu lassen. Ihre Kleidung machte einen strengen Eindruck: Zu einem blauen Batistkleid und einem kurzen Popelin-Spencer trug sie eine marineblaue Haube; doch obwohl ihre Kleidung schnörkellos und streng geschnitten wirkte, war sie von kostbarem Material. Statt eines Retiküls trug sie eine große graue Stofftasche mit einer Kordel.

»Wie geht es dir, Linny?«, fragte sie.

Ich nickte und vergrub die Hände in den Taschen meines Kittels. Mit einem Mal hatte ich Angst, auch wenn ihre Stimme einen angenehmen Klang hatte. Passend zu ihrem Kleid trug sie marineblaue Handschuhe – wie klug von ihr, kam mir unwillkürlich in den Sinn, keine weißen Handschuhe zu tragen, wenn man sich in unsere Gegend begab.

»Wie alt bist du? Zehn – würde ich schätzen?«

»Ich bin gerade zwölf geworden«, erwiderte ich. Meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Ich weiß nicht mehr, wovor ich Angst hatte, wahrscheinlich fürchtete ich, sie würde mich mitnehmen, um mich ins Arbeitshaus zu stecken. Man erzählte sich schreckliche Dinge darüber.

Sie wirkte erstaunt. »Zwölf. Nun, ich bin gekommen, um mich mit dir zu unterhalten und dich über ein paar Dinge zu informieren. Ist das dein Vater, Linny?« Sie blickte über meine Schulter hinüber zu Ram, der noch immer unbeweglich vor sich hin starrte.

Wieder nickte ich.

»Mr Munt also?«

Ram erhob sich ächzend von seiner Bank. »Was wollen Sie von uns? Sie scheinen sich hier ja bestens auszukennen. Wer schickt Sie?«

»Ich versichere Ihnen, Mr Munt, dass ich nicht gekommen bin, um Ihnen Scherereien zu machen. Ich kümmere mich nur um das Wohlergehen der Kinder in diesem Viertel.«

Erleichtert atmete ich aus. Sie schien mich also nicht mitnehmen zu wollen.

»Wohlergehen? Was verstehen Sie denn darunter«, erwiderte Ram.

Mrs Poll befeuchtete sich die Lippen. Ich sah, dass ihr Schweißperlen auf die Schläfen traten. »Das heißt, dass ich danach sehe, ob sie bei guter Gesundheit sind. Außerdem lade ich sie dazu ein, an unseren Bibelstunden am Sonntagnachmittag in der Kirche teilzunehmen. Ich habe hier ein Faltblatt, das du dir vielleicht gern ansehen willst«, fuhr sie fort und zog ein gefaltetes Blatt aus ihrer Stofftasche. »Es enthält ein paar wunderschöne Zeichnungen.«

Als ich nach dem Faltblatt griff, sah sie die blauen Flecken an meinem Handgelenk: die Spuren eines meiner Freier, der mich kürzlich zu grob angefasst hatte. »Wie hast du dich denn verletzt, meine Kleine?«, wollte sie, mit einem Blick auf Ram, wissen.

Ich umfasste das Handgelenk mit der anderen Hand. »Ich, ich weiß nicht mehr.« Dabei sah ich sie auf eine Weise an, die ihr bedeuten sollte, dass ich es nicht wagte, darüber zu sprechen. Dass Ram mich bestrafen würde, sollte ich die Wahrheit sagen.

»Wirst du von jemandem misshandelt?«, wollte sie wissen, diesmal direkt an Ram gewandt.

Ja, aber ja, wollte ich rufen. Schauen Sie mich doch an, Mrs Poll. Schauen Sie mich an, dann werden Sie begreifen, wozu Ram mich jede Nacht zwingt.

Ram meldete sich wieder zu Wort, diesmal war seine Stimme eine Spur zu laut. »Sie bekommt nur, was sie verdient, wenn sie im Haushalt nicht richtig spurt. Es ist die Pflicht eines Vaters, dafür zu sorgen, dass seine Tochter richtig erzogen wird, und neulich war es wieder einmal so weit.«

Mrs Poll nickte. Ihre Wangen waren jetzt gerötet, doch ihre Stimme war fest und angenehm, als sie erwiderte: »Ja, es ist die Pflicht eines Vaters, seine Kinder zu erziehen, sie zu ernähren und dafür zu sorgen, dass sie anständig gekleidet sind. Und dass ihnen kein Leid angetan wird. Ich kann also davon ausgehen, dass Sie Ihren väterlichen Pflichten nachkommen?«

»Ganz richtig. Das tue ich. Nicht, dass Sie das Recht dazu hätten, das zu überprüfen. Es gibt kein Gesetz, das den Eltern vorschreibt, wie sie ihre Kinder zu behandeln haben. Und die Kirche geht es überhaupt nichts an.«

Während Ram sich in Rage redete, beugte ich den Kopf über das Faltblatt und fuhr mit dem Finger die einzelnen Wörter nach. Die wenigen Zeilen informierten über die Bibelnachmittage für die Kinder der Gemeinde. »Alle, die daran teilnehmen, bekommen am Ende des Unterrichts eine Scheibe Brot mit Marmelade«, las ich.

»Aber ist es nicht schade, Mr Munt? Dass nichts gegen die Misshandlung von Kindern getan wird?«

»Sind Sie jetzt endlich fertig? Mein Mädchen hat keine Zeit, um rumzubummeln. Gib ihr das zurück, Linny«, forderte er mich auf.

Während ich Mrs Poll das Faltblatt reichte, fragte ich: »Und es gibt Brot und Marmelade für alle?«

Mrs Poll trat einen Schritt auf mich zu. »Du kannst also lesen, meine Kleine?«

»O ja. Ich kann schon lange lesen.« Und merken Sie nicht, was für eine feine Aussprache ich habe? Sehen Sie nicht, dass ich eigentlich nicht hierher gehöre, Mrs Poll? Warum nehmen Sie mich nicht mit zu sich nach Hause? Die Gedanken eines kleinen Kindes, das noch nichts vom Leben wusste.

»Also dann.« Ihre Stimme klang überrascht. »Würdest du nicht gern ab und zu an unseren Bibelstunden am Sonntag teilnehmen? Es ist ganz einfach, wirklich. Wir lesen den Kindern etwas vor, singen gemeinsam ein paar Strophen eines Kirchenlieds und reden über das Leben im Sinne Gottes und darüber, wie wir es mit guten Taten erfüllen können.« Unwillkürlich streckte sie die Hand aus, um mir eine Haarsträhne hinter das Ohr zu streichen. Ich spürte, wie ich den Kopf einen Moment lang in ihre behandschuhte Hand schmiegte. Und tatsächlich ließ sie die Finger einen Moment lang an meiner Wange ruhen, während ich die Augen schloss und mich an die Berührung meiner Mutter erinnerte.

Ja, ich würde gern hingehen, dachte ich. Wie gern ich hingehen würde. Doch noch ehe ich die Worte aussprechen konnte, kam Ram mir zuvor: »Sie hat keine Zeit für solches Zeug. Schließlich darf sie am Morgen die Messe und das Grab ihrer Mutter besuchen, aber dann hat sie nach Hause zu kommen.«

»Es ist ja nur für eine Stunde, Mr Munt, und ich bin sicher, dass Linny ...«

»Als ihr Vater«, fiel Munt ihr ins Wort, »kann ich wohl am besten beurteilen, wie sie ihre Zeit zu verbringen hat. Das wär's also. Und warten Sie ja nicht darauf, dass meine Tochter zu Ihren Bibelstunden kommt!«

Auf dieses unmissverständliche Signal hin ging Mrs Poll auf die Tür zu. »Also dann wünsch ich dir einen schönen Abend, Linny. Ich freue mich, wenn ich dich nächsten Sonntag wenigstens in der Kirche sehe.«

Ich nickte und grub die Zähne in die Unterlippe. Am liebsten wäre ich ihr nachgerannt, hätte die von Tinte fleckigen Hände auf ihre behandschuhten Hände gelegt und sie festgehalten. Natürlich wusste ich, dass mein Platz hier war, doch wollte ich so gern kleinen Kindern aus der Bibel vorlesen und Damen mit Handschuhen treffen und am Ende eine Scheibe Brot mit Marmelade essen. Ich wollte ... Ich wollte so viel.

Doch blieb ich stumm und wie angewurzelt stehen.

»Auch Ihnen einen schönen Abend, Mr Munt«, sagt Mrs Poll mit erhobenem Kinn. Dann öffnete sie die Tür und ging hinaus. Ich hörte, wie ihr Saum über die Stufen strich, und wünschte mir von ganzem Herzen, mit ihr gehen zu können.

Die Bibelstunde würde ich nie besuchen, das wusste ich. Ich wusste, dass weder die Kirche noch Mrs Poll noch sonst eine Dame dieses Frauenverbands, der sich um Sittlichkeit und Tugendhaftigkeit kümmerte, mir hätte helfen können. Selbst wenn ich den Mut gefunden hätte, Mrs Poll über mein Leben zu erzählen, so war es genau so, wie Ram gesagt hatte: Niemand hatte das Recht, den Eltern vorzuschreiben, wie sie ihre Kinder zu behandeln hatten, geschweige denn einzuschreiten. Niemand.

Indessen wurde ich dreizehn. Ich war hart und verschlossen geworden. Meine Mutter wäre sicherlich nicht zufrieden mit mir gewesen, nicht weil ich eine Prostituierte geworden war – dafür konnte ich nichts –, sondern weil ich innerlich verhärtete.

Während ich am Falztisch arbeitete, drehten sich meine Gedanken darum, wie ich Ram Munt umbringen konnte. Unzählige Möglichkeiten dachte ich mir aus, und immer waren sie grausam und war mein kleines Fischbeinmesser im Spiel. Außerdem plante ich, wie ich die Männer, zu denen Ram mich brachte, ermorden könnte. (Mit Ausnahme des

schwermütigen Montag und von Onkel Horace, dem freundlichen Donnerstag. Der reinliche Mittwoch hatte inzwischen nicht mehr geschäftlich in Liverpool zu tun; deshalb vermisste ich mein wöchentliches Bad und musste mich nun wieder mit unserer ausgebeulten Blechschüssel begnügen.)

Aber die anderen! Für mich waren sie alle gleich: Egal, welches Schicksal sie zu tragen hatten, so erlagen sie alle der gleichen perversen Faszination – wenn der Wurm zwischen ihren Beinen sich in eine Schlange verwandelte. Sobald ich den Raum betrat, in dem einer dieser Männer sich befand, ließ ich den Blick über die Einrichtung wandern. Mal blieb er an einer schweren Blumenvase hängen, die einen Schädel hätte zertrümmern können, ein andermal an einem scharfen Silbermesser auf dem Tablett, das mit einem Schnitt eine Kehle zu durchtrennen vermochte. In Wirklichkeit waren das nur Fantasiebilder, auch wenn ich mich nicht selten gegen gewalttätige Freier wehren musste.

Dabei blieb mir nichts anderes übrig, als auf harmlose Methoden wie Beißen oder Treten zurückzugreifen, wenn ein Freier beispielsweise von mir verlangte, meinen Körper in eine unmögliche Position zu verbiegen. Einmal hatte ich allerdings nach einem silbernen Briefbeschwerer gegriffen, als ein verkrüppelter Mann versuchte, mir die Innenseite meiner Hand aufzuschneiden, damit er mein Blut saugen konnte, während er sich an mir verging. Am meisten Angst aber jagte mir ein Mann mit einem Kapuzenumhang ein, der stark nach einer Tinktur für Pferde roch. Als er mir die Instrumente zeigte, die er in einer Ledertasche mit sich führte, war mir klar, welche verderbten Handlungen er mit mir im Sinn hatte. Als ich versuchte davonzulaufen, hielt er mich fest. Doch je mehr sich sein Griff um meinen Arm verstärkte, umso entschlossener war ich, mich nicht von ihm demütigen zu lassen. Ich bekam den Schürhaken am Kamin zu fassen und rammte ihn ihm in den Bauch. Obwohl ich den Stoß mit der linken Hand hatte ausführen müssen, war er stark genug, sodass er mich losließ und ich davonrennen konnte.

Die Schläge, die ich von Ram empfing, als ich mit leeren Händen aus dem Zimmer kam, empfand ich als harmlos im Vergleich dazu, was mich von dem Fremden erwartet hätte.

Doch trotz des einen oder anderen schrecklichen Erlebnisses war die Mehrheit der Männer recht einfach gestrickt und harmlos: Die meisten waren nur darauf aus, sich Erleichterung von ihrer Qual zu verschaffen – denn so empfanden sie ihr elendes Leben wohl. Und ebenso simpel wie ihre Wünsche waren auch die Handlungen, die von mir erwartet wurden.

Um mich für die langweiligen und miserablen Abende zu entschädigen, hatte ich begonnen, alles Mögliche, was nicht sofort vermisst wurde, zu stehlen: einen Silberknopf, einen Miniaturkompass aus Messing, eine Teetasse, einen kleinen Becher oder ein Miniaturtablett aus Porzellan. Wie einfach es doch war, einen Gegenstand in den Falten meines Kleids oder im Schal zu verbergen, ihn im Stiefel oder unter der Haube verschwinden zu lassen – wenn der Freier gerade damit beschäftigt war, sich anzuziehen.

Am nächsten Tag verkaufte ich die Gegenstände auf dem Markt an der Great Charlotte Street, wenn ich von der Buchbinderei kam. Ein paar der Münzen gab ich für Bonbons oder Gebäck aus, die ich noch auf dem Weg nach Hause afaß, damit Ram nichts davon mitbekam. Nicht nur weil ich fürchtete, auch noch diese kleinen Einnahmen mit ihm teilen

zu müssen, wenn er herausfand, dass ich Dinge mitgehen ließ, sondern weil es mich des bescheidenen Machtgefühls beraubt hätte, das es mir verschaffte, ihm Geld vorzuenthalten, ihn zu bestehlen. Die Dinge an sich hatten keinerlei Bedeutung für mich – dieses Gefühl der Macht war mein kostbarster Schatz.

Nachdem ich mir Süßigkeiten gekauft hatte, begab ich mich meist zu Armbruster's. Der Trödlerladen glich einem Friedhof für die unterschiedlichsten Gegenstände, die einmal Großvätern, Müttern, Vätern oder Kindern gehört hatten. Es gab eine riesige Seemannssammlung mit allen möglichen Dingen, die je einem Seefahrer gehört haben mochten: Kompass aus den kuriosesten Materialien, Quadranten, Schiffe und Fernrohre. Auch eine beeindruckende Glassammlung beherbergte der Laden. Flasche an Flasche in den verschiedensten Formen und Farben reihten sich auf den Regalen.

Doch all diese traurigen Erinnerungsstücke aus so vielen Leben, denen der Geruch nach Moder und Hoffnungslosigkeit anhaftete, ließ ich links liegen, um geradewegs die Bücherabteilung anzusteuern. Die Bücher, deren Einbände nicht selten zerrissen waren, das Papier brüchig und die Seiten vergilbt und mit Eselsohren versehen, türmten sich zu schiefen Stapeln, auf denen sich der Staub angesammelt hatte. Sie kosteten nicht mehr als ein, zwei Pennys; manchmal war eine ganze Sammlung eines Autors für fünf Pennys zu haben. Hier kaufte ich Buch um Buch, versteckte es zu Hause unter meiner Strohmattze, und wenn ich es ausgelesen hatte, verkaufte ich es weiter. Im Gegensatz zu den Süßigkeiten waren Bücher keine Belohnung für mich, sondern eine Notwendigkeit.

Als meine Mutter noch lebte, hatte ich die Kinderlexika gelesen, weil ich Spaß am Lernen hatte. Doch inzwischen hatte ich Mr Jacobs kennen gelernt, hatte für mich ein anderes Leben begonnen. So erschöpft ich nachts auf mein Bett fiel und so ausgelaugt mein Körper war, so rastlos waren meine Gedanken. Die Hässlichkeit meines neuen Lebens gährte in meinem Kopf, und ich fürchtete bisweilen, dass meine Schädeldecke aufplatzen könnte und all die üblen Gerüche würden herausströmen und sich in einem stinkenden Strom über mein Kopfkissen ergießen. Wenn ich las, fühlte es sich an, als würde eine sanfte Hand die Innenseite meines Schädels einbalsamieren. Ich wurde regelrecht abhängig vom Lesen – nur indem ich las, kam ich wieder zu mir selbst, ansonsten fand ich keinen Schlaf. Also wartete ich Nacht für Nacht darauf, bis ich das Schnarchen von der anderen Seite des Zimmers hörte, dann las ich mit einer Kerze unter der Bettdecke, bis mein Geist endlich so weit besänftigt war, um hinüberzudämmern. Ich las alle Sorten von Büchern – von Daniel Defoe über Jonathan Swift und Ann Radcliff zu Elizabeth Hamilton, vom Abenteuerroman über romantische Liebesromane bis hin zu Biografien.

Die Diebstähle – und die damit verbundenen kleinen Freiheiten, die sie mir erlaubten –, die köstlichen Mord- und Folterpläne, die ich ersann, und die Komödien, in denen ich eine junge Frau in luxuriösen Schlafzimmern und eleganten Speisesälen spielte, waren nicht nur Randerscheinungen meines neuen Lebens, das waren die Seiten daran, die es überhaupt erst erträglich werden ließen.

Kein Tag, an dem ich nicht an meine Mutter dachte und an das, was sie sich für mich erträumt hatte. Was würde sie denken, fragte ich mich, wenn sie mich nun sehen könnte: als Dirne, Lügnerin und Diebin. Und jeden Sonntag schwor ich an ihrem Grab, die Hand auf ihrem Armenkreuz, dass eines Tages mehr aus mir werden würde. Dass ich mehr als